

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Sonnenblumen
Autor: Buchner, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Innern des Berner Münsters. Blick in den Chor.
Phot. Alfred Kyffel, Zürich.

aber, bereits seiner Nachtheit bewußt, die Blüße deckend, fragt: „Ich hab dinem rat gevolgt an not: Izt menschlich gschlecht verfett jn tod“, und aus den schwer mit Früchten behangenen Zweigen grinst dieser selber auch schon: „Wß nid und haß, des Tüfels List, min gwalt in die wld komein iſt.“ Ueber der Halle turmt sich ein eleganter Baldachinaufbau, vor dem, mit kaisерlichem Ornate angetan, in offensichtlicher Betrübnis der Schöpfer niederschaut. Bittende Engel sind um ihn, Gottes Rechte aber deutet nach unten und weist „vor den Garten Eden den Cherub mit einem bloßen, hauenden Schwerte, zu bewahren den Weg zu dem Baume des Lebens“.

Dem Sündenfall stellt der Maler auf der zweiten Freske Mariae Verkündigung gegenüber — dem Uebel die Heilsverheißung. In säulengetragenem Gehäus kniet die Jungfrau vor einem Lesepult, das offene Buch in der Linken, das Angesicht dem Beschauer zugewandt. Ueber ihr breitet die Taube ihre Schwingen, während von links Gabriel heranschwelt, den Gruß auf den Lippen: „Ave gratia plena, dominus tecum“

(„Heil dir, du Gnadenreiche, Gott sei mit dir“). Sterliches Bogenwerk steigt zur Empore hinan, auf der unter reichem Baldachin zwischen Engeln der segnende Vater thront, wieder im Kaiserornat, fast gemahnd an Dürers Karl den Großen. Jesaias und Ezechiel verkünden das Wunder, zu dem die Gebenedeite erkoren ist: „Ecce virgo concipiet et pariet filium“ weissagt Jesaias; „Porta hec clausa erit et vir non trans“ lautet EzechIELs Band — „transibit per eam“ ist nach Stammller zu ergänzen. Rühn verschlungen ranken Wimperge und Fialen neben und über dem Baldachin empor.

Wer hat diese Bilder geschaffen? Man hat an Paul, auch an Lux Löwenprung gedacht. Aber Lux war, wie Professor Türler dargetan, nicht Maler, sondern Goldschmied (Schweiz. Künstlerlexikon), und der Maler Paul ist 1499 bei Dornach gefallen — der Sündenfall trägt aber das Datum 1501. Eben dieses Bild zeigt jedoch in blassen Farben knapp oberhalb der Jahrzahl zwei inhaltlich nicht zur Darstellung gehörende Nelken, eine weiße und eine rote, und so haben wir zweifellos in den Fresken Werke des bisher geheimnisvollen, durch Zemp aber in ziemlich sicher Nachweise mit dem bedeutenden Berner Heinrich Bichler identifizierten „Meisters mit der Nelke“ vor uns.

Ueber Rüngs Komposition ist, wie angedeutet, vom ornamentalen Detail des jungfräulichen Festgewandes bis in die äußerste Charakterisierung der — allein im Tympanon das dritte halbe Hundert an Zahl wohl übersteigenden — Figuren ein kaum gehakter Reichtum von Einzelheiten oft kleinstter Art verschwenderisch ausgegossen, der sich wohl dem vom Baugerüste aus Betrachtenden offenbart, dem unten Stehenden aber — denn das Portal mißt bei zwölf Meter Höhe — größtenteils verborgen bleibt; schon die tiefe Relieflösung entzieht dem Auge Manches. Und unbekümmert darum diese eingehende Behandlung — welche warme Liebe muß des Meisters Herz beseelt, ihm die Hand geführt haben zu solch selbstverleugnendem Schaffen!

Gegenwärtig werden unter der Leitung des Münsterarchitekten, dessen Entgegenkommen mir manchen Genuss auf den Brettern des Baugerüsts verschafft hat, die da und dort lädierten, sorgfältig gewaschenen Figuren ergänzt. Spuren ehemaliger Polychromie finden sich über die Darstellung hin zerstreut, Reste, wenn nicht der ältesten, so doch einer sehr frühen, auf 1575 zu datierenden Bemalung, wie denn auch 1576 der Rat „Hans Ror, dem Flachmaler“ seinen Lohn auszahlt „von der Justitia Bildnis im Portal an der Lüftlichen ze vergülden“ — der Justitia, die, vielleicht bei einer Gesamterneuerung, 1575 gemeißelt worden war. Wie anziehend wäre der Gedanke, daß der Zustand dieser Farbreiste eine Wiederherstellung gestattete! Manches im grauen Einerlei heute Versinkendes würde da, erwachend und weckend zugleich, Auferstehung feiern und beitragen, einem Kunstwerk zur vollen Geltung zu verhelfen, von dem J. R. Rahn hat sagen dürfen, es sei „eines der reichsten und glänzendsten Werke kirchlicher Plastik überhaupt“.

V. Meli, Bern.

Sonnenblumen.

Skizze von Maria Buchner, Zürich.

Nachdruck verboten.

Eine große türkisblaue Japanwaſe, ein goldener Drache windet ſich um ſie her ... Die Malerin ſteht in ihrem Atelier. Sie trägt ein schwarzes Kleid, und ihr schwarzes schweres Haar umrahmt ein weißes Gesicht, in dem ein paar dunkle Augen ſtehen. Sonnenblumen prangen in der Waſe. Und die

Malerin lächelt. Da bricht es wie Strahlen aus ihren ernsten Augen.

„Himmelshau und Sonnengold ſollte man auf ſeiner Palette haben, dann könnte man's machen!“ sagt ſie. „Gelt, das klingt trivial; aber es iſt ſo, ich weiß nichts Besseres ...“

Sonnenblumen! Erzähl' mir eine Geschichte von Sonnenblumen, willst du?"

"Eine Geschichte von Sonnenblumen? Die meine paßt nicht hier herein in das Atelier mit den hellen seidenbespannten Wänden. Oder doch, es ist ja einerlei. Also, die Sonnenblumen, die ich meine, standen an einem Gartenzaun, der war blau angestrichen..."

"Siehst du wohl, der Zaun war blau angestrichen, und darum müssen die Blumen in einer türkisblauen Vase stehen."

"Ah nein, deine und meine Sonnenblumen sind ganz verschieden. Die deinen sind aus einem Barockgarten und standen bei der großen Treppe mit den Sandsteinvasen. Fürstlich sahen sie aus, sie tragen Brokatkleider und Diademe ... Aber meine? Die standen an dem blauen Zaun eines Arbeitergärtchens und schauten auf die Straße. Die Straße war weiß von Staub, und die kugelförmig gehaltenen Linden, die rechts und links vom Fahrweg standen, waren auch weiß von Staub. Die Sonne schien grell. Da kam ein Trupp Soldaten. Sie marschierten lässig; denn sie kamen von einer Übung, und sie mußten durch diese Straße, weil da draußen die Kaserne lag. Und sie gingen und schlenderten mit den Armen, und sie hatten Durst, und ihre Stiefel waren staubig. Sie kamen an all den kleinen Arbeiterhäusern vorbei, die in ihren Gärten lagen; aber sie hatten kein Acht darauf, es war ja auch nichts Besonderes daran zu sehen, Kohl und Bohnen, ein Streif Kartoffeln und Salat, und dazwischen ein paar Balsaminen und Fuchsschwänze, hin und wieder eine Kürbisstaude ... Da kamen sie an den Zaun, wo die Sonnenblumen standen. Die größte von ihnen trug eine große herabhängende grüne Blätterhaube um ihr gutes rundes Gesicht; sie war ein wenig geneigt und sah aus wie eine liebe alte Mühme. Man

hätte ihr gleich einen Kuß geben mögen, mitten in das gute runde Gesicht hinein. Daneben standen andere, die hielten sich aufrecht; sie waren nicht so groß, und ihre Sammscheiben waren nicht so dunkel. Sie schienen zu nicken und zu lächeln, und wenn man sie recht ansah, dann mußte man an seine Mutter denken. Und dann waren da welche, denen standen goldene Flammenhaare rings um ihre hellen Gesichter. Du kennst doch das Bild von Rembrandts Schwester Lysbeth? Nein? Ach, aber das wundert mich! Sie hat goldiges Flammenhaar über einer weißen, runden kindlichen Stirne, und aus den Augen brechen sanfte Strahlbündel. Unfähig gut sieht sie aus. Und so sahen die jungen Sonnenblumen auch aus, wie sie so über den Zaun schauten. Und hin und wieder hob einer der Soldaten die müden Augen zu den Sonnenblumen, und es wurde ihm warm und froh ums Herz oder auch ein bißchen wehmütig. Dann waren sie vorüber, und die Straße war still; nur ein paar Kinder spielten darauf. Da kam ein Trupp Strafarbeiter des Weges. Sie trugen Sensen auf den Schultern und schoben einen Karren, und hinterher ging der Aufseher. Die Sträflinge trugen mißfarbene Kleider, ihre glattrasierten Gesichter waren stumpf oder trozig, sie blickten vor sich hin und wühlten den weißen Staub mit ihren groben Schuhen auf. Da kamen sie an den Zaun mit den Sonnenblumen; die blickten so gut und treuherzig, so mild und frohlächelnd zu ihnen herüber, und da war's, als ob in dem Herzen des einen oder andern etwas schmolze, und eine Spur von Sehnsucht, Trauer und vergessenen Glücks kam über sie. Dann war der Trupp vorüber. Und

Menschen zogen vorbei, auf Planwagen und zu Fuß, ein Leihenzug kam die Straße daher, Kinder spielten auf dem Wege, und das Leuchten der Sonnenblumen warf einen Glanz über sie alle. Der Tag ging zu Ende. Ein Mann trat aus dem Häuslein, das zu dem Gärtchen mit dem blauen Zaun gehörte. Er trug zwei schwere Gießkannen und begoß damit die Sonnenblumen; er besprangte sie in hohem Bogen, daß die Tropfen an ihnen hängen blieben, und sie wandten ihre schönen tropfenübersprudelnde Angesichter der roten Glut der untergehenden Sonne zu. Und dann wurde es dämmerig, die Gesichter der Sonnenblumen wurden bleich und silbrig und versanken in die Nacht ..."

Ich schwieg. Die Malerin setzte mit breitem, weichem Strich Farbsleck neben Farbsleck auf die Leinwand; dann trat sie zurück, und während sie prüfend den Kopf ein wenig auf die Seite legte, sagte sie: „Ich möchte sie wohl malen, die bleichen Sonnenblumen mit den weinenden Augen in der Dämmerung ... Ich sah einmal Sonnenblumen von van Gogh," fuhr sie fort; „es war bei einer französischen Ausstellung. Weißt du, was die für Gesichter hatten? Sie waren erfüllt von einer schwärmerischen Glut und Leidenschaft, man fühlte die Sonne der Provence über ihnen glühen. O, ich sah ihn auf dem gressen weißen Weg in der Sonne stehen, van Gogh, den Breitschultrigen — barhäupt — und die Sonne verbrannte ihm fast das Haar auf seinem mächtigen Schädel. Ein Farbenrausch, ein Entzücken, das an Wahnsinn grenzte, hatte ihn ergriffen; glühend, schmatzend, schwärmerisch, mit Augen voll leidenschaftlicher Inbrunst schauten ihn die Sonnenblumen an, Frauengesichter voll Sehnsucht und Liebe. Und er malt — malt — bis ihn der Schwindel erfaßt; rote, gelbe und schwarze Flammen zucken vor seinen



Aus dem Innern des Berner Münsters. Blick vom Chor durchs Mittelschiff; im Chor r. Treppentürmchen von Erhard Küng, Schiffsgewölbe des Daniel Heinrich des Älteren.
Phot. A. Ryffel, Zürich.

Augen, bunte Punkte tanzen und kreisen umeinander. Er verbirgt sein Gesicht in den Händen und wartet, und dann malt er wieder, mit Hast und Angst und Seligkeit, diesen Farbenrausch von blau und gold, von grün und purpur festzuhalten... Das alles sah ich in dem Bilde. Die Leute gingen durch den Saal, bewundernde Feinschmecker und solche, die alles verrückt

fanden, und sie nannten diese mit brennendem Leben gefüllteleinwand ein „Blumenstück“ und meinten: „Ach, Blumenstücke sind uninteressant!“

Die Malerin lächelte und setzte Farbfleck neben Farbfleck, und wir schwiegen und dachten an van Goghs Sonnenblumen ...

Dramatische Rundschau I.

Die letzte Schauspielsaison des Zürcher Stadttheaters ging schon ihrem Ende entgegen und schien ohne starke Erschütterungen zu ihren Vorgängerinnen hinüberschlummern zu wollen, als die theatermüde Seele des Zuschauers noch einmal in Schwingung gesetzt wurde durch Ereignisse, die verdienen, hier nachträglich registriert zu werden. Ich meine damit nicht die Aufführung eines französischen Schwankes von Hemmerlin und Béber, der sich „Die Präsidentin“ nennt und von dessen Inhalt mir heute nichts mehr in der Erinnerung haftet, als daß eine Operettendiva als angebliche Frau Gerichtspräsidentin allerlei unmöglichen Schabernack treibt. Worin dieser Schabernack besteht, weiß ich nicht mehr, worüber der Leser so wenig unglücklich sein wird wie ich. Es war Theaterfutter, dessen jede Bühne bedarf, wenn die Tage länger und die Einnahmen kürzer werden. Nein, wichtigere Dinge sind es, die den Blick noch einmal über die theaterlose Zeit hinweg zurückzuschweifen lassen. Johanna Terwin, die pikante Darstellerin verführerischer Weiblichkeit, erschien zum Gastspiel und gab an drei Abenden die Lulu in Wedekinds gleichnamiger Tragödie. Aus dem „Erdgeist“ und der „Büchse der Pandora“ ist das Drama zusammengestoppt. Während der „Erdgeist“ auf der Höhe der Situation abbricht, führt die „Pandora“ das Schicksal der Lulu zu Ende. Aber da das Zusammenziehen der beiden Teile die Ausmerzung einiger Szenen sowohl des „Erdgeistes“ wie der „Pandora“ notwendig machte, wird der Gang der Handlung unklar. Sprungweise folgen sich die Bilder, das verbindende Element fehlt, was die Auflösung jeder dramatischen Organisation bedeutet. Das arme Blumennädchen von einst, das später in Glanz und Reichtum über die Leichen so und so vieler Männer fast lächelnd hinwegschreitet, ist in dem letzten furchtbaren Akt zur jammervollen flehenden Strafendirne herabgesunken und endet unter der Hand Jack des Auffälligers. Grauen über Grausen! Man möchte an einen Schauerroman denken, wenn nicht die eminente Gestaltungskraft Wedekinds den Dingen den Stempel des Künstlerischen aufdrückte. Weit

erhebender als die Aufführung dieses Dramas voll Dirnen, Akrobaten und Zuhältern war der Versuch, die Savonarola- und Michelangelo-Szenen aus Gobineaus „Renaissance“ auf der Bühne darzustellen. Mit viel Geschick hat der Regisseur Révy die Bearbeitung besorgt. Er bezieht sämtliche Savonarolaszenen bei, gab ihnen zum Teil durch Umstellungen und Zusammenziehen eine bühnengerechte Gestalt, schob auch andere Szenen ein, die aber immer mit dem Schicksal Savonarolas im Zusammenhang stehen und so dem Bilde Fülle und Lebendigkeit verleihen. Da das Schicksal des Bruders Girolamo von dessen Auszug aus dem Kloster bis zu seinem Tode wenigstens etappenweise dargestellt ist und die Szenen erfüllt sind vom Atem glühender Leidenschaft, so wurde bei nahe der Eindruck eines in sich geschlossenen Dramas erreicht. Nicht so günstig liegen die Dinge beim „Michelangelo“. Hier ist jede Szene auf sich selbst gestellt, und es fehlt das einheitliche Grundmotiv, sodass eine dramatische Spannung nicht entstehen kann. Über jedes dieser Bilder, vor allem das poetische Liebesgeplauder Raffaels mit Beatrice und die gleichsam schon über allem Irrdischen schwebende Schlusszene zwischen Vittoria und Michelangelo, offenbart die Kraft und Schönheit des Werkes.

Zu diesen beiden bemerkenswerten Ereignissen des Monats Juni kam noch ein Gastspiel Alexander Moisis, der wie alljährlich die letzten Trümpe auspielte. Er gab auch diesmal den Hamlet und brachte als neue Gabe den Fedja in Tolstoi „Der lebende Leichnam“. Sein Hamlet ist bekannt, über seinen Fedja kann ich nicht berichten, da ich verhindert war, dem Gastspiel beizuwohnen.

In freundlicher Erinnerung ist mir aus dieser Zeit eine Aufführung von Leonhard Steiners „Edelwyl“ geblieben, das der Dramatische Verein Zürich nach mehrjähriger Pause wieder auf die Bühne brachte. Das flott aufgebauten, humorvollen Lustspiel, wohl eines der erfreulichsten unserer dramatischen Dialektposse, gab dem Verein Gelegenheit, eine seiner besten Taten zu vollbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Dorer.

Mit dem Bildnis des Dichters.

Erfreulich mehren sich die Monographien über schweizerische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts und rücken eine Fortsetzung des Baehold'schen Literaturwerkes auch in die neueren Zeiten hinein in wünschbare Nähe. Vor wenig Jahren hat Hermann Schollenberger das Lebensbild des aargauischen Staatsmannes und Dichters Edmund Dorer-Egloff gezeichnet. Nun folgt diesem eine eingehende Studie über dessen Sohn Edmund Dorer *), der seinerzeit durch die Preiströnung seines Calderongedichtes bei Anlaß der 200. Geburtstagsfeier des spanischen Dramatikers die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenkte. Das Verdienst Schollenbergers ist umso größer, als Dorers literarische Arbeiten sonst wenig Beachtung fanden, auch wohl gar nicht zum Druck gelangten, sodass bei seinem Tode ein ansehnlicher literarischer Nachlass zum Vorschein kam, aus welchem der Graf Schad 1893 in den drei Bänden „Nachgelassener Schriften“ nur den kleinsten Teil aushob. Eine Prüfung und Sichtung der hinterlassenen Manuskripte erschien aber umso eher als

Pflicht, je mehr die persönlichen Beziehungen Dorers, zumal diejenigen zu C. F. Meyer, wie sie in dessen Briefen voll warmer Anteilnahme und Anerkennung zutage traten, Interesse für ihn weckten. Nachdem J. B. Widmann und Adolf Böttlin abgelehnt, hat sich nun Schollenberger mit Hingabe der verzweigten und mühevollen Arbeit angenommen.

Edmund Dorer gehört nicht unter die literarischen Bahnbrecher. Eine liebenswürdige begeisterte Natur, stellt er ein an anerkannten Mustern geschultes, formal gewandtes Können gern in den Dienst der Heimat, seiner Freunde und seiner verehrten Dichter, deren große Tage er feistlich begehen hilft. So spendet er poetische Beiträge zum Durchstich des Gotthard, zum eidgenössischen Sängerfest und zum historischen Festzug in Zürich anno 1880. Er findet gewählte Worte an den Jubiläen Goethes, Schillers, Raffaels, Michelangelos, Camoëns' und vieler anderer, wie ihm denn ein solches Gelegenheitsgedicht an der Calderonefeier auch den großen Erfolg seiner dichterischen Laufbahn einbrachte. Wir besitzen von Dorer neben geschmeidigen Übersetzungen, vorab aus dem Spanischen, zwei selbständige lyrische Publikationen, sein „Wahrheit und Sage“ und die „Bunten Blätter“, die für seine mannig-

*) Dr. H. Schollenberger. Edmund Dorer. Die Persönlichkeit. Sein Leben und Schaffen. Mit Bildnis Dorners. Frauenfeld, Huber & Co., Verlag, 1914.